

renwelt des 19. Jahrhunderts. Wie kann man diese Archäologien der Moderne miteinander vergleichen? Zumbusch schaltet Freud als Mittelsmann ein: Die Traumdeutung wird zum *tertium comparationis* – auch wenn, wie die Autorin bemerkt, Warburgs Pathosformel dem Konversions-symptom in Freuds „Studien zur Hysterie“ näher steht als dem Wunschsymbol der „Traumdeutung“.

Von der dunklen Seite

Der zweite Weg erschließt weitere Vergleichsfelder: Warburgs Ausdruckskunde und Benjamin's Physiognomik. Der dritte schließlich Warburgs Lehre vom Symbol und Benjamin's Allegorie in der Moderne. Im Zentrum der Erörterung steht insofern der Begriff des Bildes, den sowohl Warburg als auch Benjamin als spannungsvollen Einstand zwischen Gegensätzen aufzufassen. „Im Denkraum wie im dialektischen Bild“, so Zumbusch, „kommt eine Bewegung im Zustand der höchsten Spannung zwischen zwei Extremen zum Stillstand.“ Auch wenn Benjamin von der „Dialektik im Stillstand“ spricht, gehört er doch – gemeinsam mit Warburg – zu den Denkern des 20. Jahrhunderts, die dem ternären Baum der Dialektik zu entkommen suchen und dafür alle Ambivalenzen und Einbrüche der „Polarität“ in Kauf nehmen.

Zu einer wechselseitigen Rezeption Warburgs und Benjamin ist es allenfalls von Seiten des letzteren gekommen. Um so spannender die Seiten, auf denen Zumbusch das Nachleben der dämonischen Antike Warburgs in der Benjamin'schen Geschichtsphilosophie nachzeichnen. Insofern Warburgs Aufsatz zur „Heidnisch-antiken Wahrsagung“ in Benjamin's Transposition der barocken Allegorie eingegangen ist, führen dessen Spuren tatsächlich ins theoretische Zentrum des Passagen-Projekts. So dass diese kunstvollste, aus der Zeitgenossenschaft des Films und des Surrealismus entwickelte Analyse der Moderne ihrerseits noch in der „Tradition der dunklen Seite der Antikenrezeption“ steht.

Schon jetzt ist klar, dass Cornelia Zumbusch dichte, konzentrierte Studie zu den wenigen Arbeiten gehören wird, die in der Warburg-Forschung Epoche machen. Ebenso klar ist freilich auch, dass sie nicht alle Wahlverwandtschaften der beiden melancholischen Kunstwissenschaftler Warburg und Benjamin reflektiert hat. Die „Andacht zum Unbedeutenden“, die Roland Kany bedacht hat, die jüdisch-rabbinischen Wurzeln der „messianischen“ Philologie, auf die Georg Symanke hingewiesen hat, bleiben von der Betrachtung ausgespart. Aber man verzieht sowohl Benjamin wie Warburg, versparte man nicht am Ende einer so graduierten Arbeit der Assimilation ein gewisses Verlangen nach Dissimilation.

ULRICH RAULFF

CORNELIA ZUMBUSCH: *Wissenschaft in Bildern*. Akademie Verlag, Berlin 2004. 388 Seiten, 39,80 Euro.

Versäumte Wahlverwandtschaft

Walter Benjamin und der Kreis um Aby Warburg – „Zu gescheit“. Das Schicksal des Trauerspielbuchs

Als Wolfgang Kemp vor drei Jahrzehnten erstmals Walter Benjamin's Beziehung zur zeitgenössischen Kunstwissenschaft untersuchte, spielte auch das Rätsel um die ausgebliebene Reaktion des Warburg-Kreises auf sein Trauerspielbuch (1927) eine Rolle. So konnte Kemp die intensiven Bemühungen Benjamin's belegen, den Wissenschaftlern der Kulturwissenschaftlichen Bibliothek Warburg (KBW) seine Studie zur Kenntnis zu bringen. Benjamin's Wunschleser waren Fritz Saxl und Erwin Panofsky, die Autoren der Melancholie-Studie, die er im Trauerspielbuch gewürdigt hatte, aber auch Aby Warburg selbst, zu dessen Programm einer Arbeit „mit kulturwissenschaftlichen Versuchsinstrumenten“ in den Grenzgebieten von Religions- und Bildgeschichte er eine besondere Art von Wahlverwandtschaft empfand.

Warum aber sein Buch, dessen gleichermaßen gelehrte wie inspirierte Deutung von Melancholie und Allegorie im Barock sich genau in das Forschungsprogramm der KBW fügte, aus Hamburg keine Antwort erhielt, musste ein Rätsel bleiben. Was Kemp damals als Geschichte eines – vor allem theoretisch-geschichtlich bedeutsamen – Versäumnisses bewertete, stellt sich aus der Sicht Benjamin's als Enttäuschung dar. So hat selbst sein ikonographischer Beitrag zur Entschlüsselung von Dürers Melancholia I in der grundlegenden Revision des Melancholie-Buches der KBW keine Beachtung gefunden. Dieses Rätsel hat die Forschung seither immer wieder beschäftigt, ohne dass die damals ermittelte Quellenlage wesentlich erweitert worden wäre. Aus der im Londoner Warburg-Institute archivierten Warburg-Korrespondenz konnte die Odyssee des Trauerspielbuchs in der KBW nun aufgeklärt werden – zumindest insofern, als die interne Verständigung im Kreis um Warburg betroffen ist.

Die Anstrengungen Benjamin's, sein Trauerspielbuch den Wissenschaftlern in Hamburg zu empfehlen, sind seit langem belegt: Wie er sich über Gerstom Scholem und Hugo von Hofmannsthal bemühte, mit dem Kreis um Warburg ins Gespräch zu kommen. Doch dieses Interesse wurde nicht erwidert. Zwar änderte dies nicht das Bild, das er sich von Warburgs Wissenschaft gemacht hat. Noch in seinem Essay über „Strenge Kunstwissenschaft“ von 1933 spricht Benjamin vom „neuen Forschergeist“, der sich in Grenzgebieten „dakeim“ fühle. Er beschreibt darin die „neue Kunstwissenschaft“ als eine Kunstbetrachtung, die aus dem „Geiste wahrer Philologie“ und dem Interesse am Unbedeutenden erwachsen sei. Riegl und Warburg zählen darin zu den wichtigsten Zeugen. – Dabei ist die Nähe zwischen Warburg und

Benjamin aus heutiger Sicht besonders auffällig. Sie teilen die Hervorhebung bedeutsamer Details im Blick auf die Bedeutung des „Unscheinbaren“, das Interesse an den Erregungsspuren und den Gebärden als Ausdruck von Affekten, an der Schrift der Bilder und am Bildgedächtnis, an den kultischen und religionsgeschichtlichen Ursprüngen der Künste und an der Entwicklung von Technik und neuen Medien. Umso unverständlich, dass diese latenten Korrespondenzen nicht manifest geworden sind. Statt Benjamin's Buch aufzunehmen, wurde es im Warburg-Institut von einem zu anderen geschickt: von Warburg in Hamburg an Saxl in London und retour nach Hamburg an Panofsky.

Passiert in die Bibliothek

Der KBW war vom Rowohlt Verlag ein Rezensionsexemplar des Buches zugegangen. Daraufhin hatte Warburgs Mitarbeiterin Claudia Hertz einen Postcheck über zwölf Mark an den Verlag geschickt, da der „Herr Professor grundsätzlich nicht Exemplare annimmt, auf denen die Verpflichtung der Rezension liegt, das Buch ihn aber interessiert und in der Rahmen der Bibliothek passt“ (28. I. 1928) und das Exemplar offenbar Aby Warburg übergeben. Denn der selbst hat Benjamin's Buch am 4. 6. 1928 mit einer Widmung versehen und es an Fritz Saxl geschickt, der sich gerade zu Archivisturien in London aufhielt.

Diesem war das Buch bereits mit einem Brief, in dem er sich nach dem Erscheinen der zweiten Auflage von Saxl/Panofsky's Melancholie-Buch erkundigte, von Scholem (am 24. 5. 1928) empfohlen worden: „Ein nach meinem Dafürhalten höchst großartiges Kapitel über das Melancholie-Problem, das Ihren Intentionen von einer ganz anderen Seite her aufs offensichtlichste entgegenkommt, steht in dem soeben erschienenen sehr bedeutenden Werk „Ursprung des deutschen Trauerspiels“ von W. Benjamin. Vielleicht ist dieser Hinweis ganz überflüssig, da Sie das Buch ja wohl haben werden. Ich habe dem Autor sehr empfohlen, der Bibliothek Warburg ein Exemplar zu schicken) aber es wäre ja möglich, daß es Ihnen bei dem scheinbar fernab liegenden Titel nicht auffällt. Der Autor dieses Buches ist mein bester Freund, und ich bedaure sehr, Ihnen nicht in Hamburg von ihm erzählt zu haben, denn ich glaube, daß Sie kaum viele Leute finden werden, die ein so außerordentliches Verständnis für die Probleme der Geschichte die den Warburg-Kreis beschäftigten, mitbringen wie dieser Mann, der von ganz anderen Ausgangspunkten aus auf Sie gestoßen ist“.

Mit seiner Empfehlung glaubte Scholem, an die bestehenden Kontakte anknüpfen zu können, denn er stand seit einigen Jahren im Austausch mit Hamburg. Was er nicht wissen konnte, ist, dass man dort zwar seine Kenntnisse schätzte, sich seine Person aber eher auf höfliche Distanz halten wollte. So berichtete Saxl dem in Rom weilenden Warburg nach Scholem's Besuch in Hamburg und beendete sein Bild von dessen Intellekt und Charakter mit dem Satz: „Sowie man ihn übrigens in einer konkreten Sache befragt, gibt er sprudelnd Auskunft und endet mit dem stereotypen Satz: darüber könnte ich sehr gut bei Ihnen einen Vortrag halten“ (29. 10. 1927).

Insofern war die Scholem'sche Vermittlung möglicherweise nicht die glücklichste. Dennoch beteuerte Saxl in seinem Antwortschreiben Scholem gegenüber sein Interesse und betonte auch die Bedeutung des Buchs für die Überarbeitung der Dürer-Studie, schickte es aber ebenfalls weiter: „Das Buch von Benjamin hat mich sehr interessiert, wenn es auch wahrscheinlich nicht leicht zu lesen ist. Aber der Mann hat doch etwas zu sagen und kennt sein Material. Ich habe es heute wieder an Panofsky weiter geschickt, damit es in die zweite Auflage eingearbeitet wird. Gerade für die Spätzeit, für die wir kein Material haben, ist das von Benjamin ja so interessant. Ich hoffe sehr, Herrn Benjamin auch persönlich kennen zu lernen. Wo lebt er?“

Den Kram zusammensuchen

Der Brief, mit dem Saxl sich bei Warburg für die Zusendung von Buch und Widmung bedankt hatte, spricht eine deutlichere Sprache: „Schönen Dank für die Widmung des Buches von Benjamin. Ich habe mich über die Tatsache der Widmung sehr gefreut. Das Buch ist mir zu gescheit“ (6. 6. 1928). Diese Entgegensetzung von Widmung und Buch ist als Reaktion von Saxl besonders interessant, da derselbe Brief die eigene Rolle in der Arbeitsteilung zwischen Warburg und ihm ironisch kommentiert: Während Warburg, dessen „Divinationskraft in historischen Dingen“ er bewunderte, die großen Deutungsthesen liefern darf, bleibt es ihm, „wie schon manchmal freundlich überlassen, den Kram dazu zusammensuchen“. „Wie ich die Ausdauer zu diesem Unternehmen habe, weiss ich noch nicht, interessiert Sie und andre ja auch nicht.“ Sich in die Rolle eines Zuarbeiters zurückziehend, kann er „zu Gescheites“ von sich weisen.

Die Abwehr gegen das „zu gescheite“ Buch teilte Panofsky allerdings mit Saxl. Dem war, als ihm das Buch von Saxl zugeht, die Sache nicht ganz neu, denn er

hatte Benjamin's Thesen zur Melancholie – in Form des Vorabdrucks vom Melancholiekapitel, das in den Neuen Deutschen Beiträgen erschienen war und das Hofmannsthal ihm hatte zukommen lassen – schon vorher in Händen gehabt und offenbar schroff zurückgewiesen. Am 30. 1. 1928 jedenfalls hatte Benjamin Scholem mitgeteilt, er habe von Hofmannsthal „einen kühleren, ressentimentgeladenen Antwortbrief Panofsky's auf diese Sendung“ erhalten.

Der auf diese Zurückweisung hin in Gang gesetzte diplomatische Umweg über Scholem an Saxl endete nun ausgerechnet wieder bei Panofsky's Adresse. Der reagierte auf den wiederholten Empfang nicht aufnahmefreudiger, fühlte sich nun aber angesichts seiner vorausgegangen expliziten Zurückweisung, peinlich berührt: „Also zunächst: das Benjamin'sche Buch habe ich auch schon gelesen, es ist mir auch zu klug, aber ich habe ebenfalls viel daraus gelernt. Die eine Beschreibung der Melancholie von einem Barockdichter des 17. Jahrhunderts, ist übrigens, was B. nicht gemerkt hat, ziemlich genau nach Ripa: wirf die Kalze, wie du willst, sie fällt immer auf die bekannten ikonologischen Hinterbeine. Jener Benjamin ist übrigens, was mir ex post sehr peinlich ist, derselbe, wegen dessen Hoffmannsthal mir damals geschrieben hatte (...), und von dem ich damals in Unkenntnis seines Buches zurückschrieb, dass ich ihn nicht konnte und mir auch einer Anregung auf ihn nicht bewusst wäre.“ (21. 6. 1928).

Aus der Korrespondenz wird erkennbar, dass die Autoren der Melancholie-Studie im Warburg-Kreis durchaus etliche aus Benjamin's Beitrag zur Kulturgeschichte und Emblematik der Melancholie „gelernt“ haben, zumal das von ihm untersuchte Textcorpus sich nicht mit ihren Quellen deckte. Umso erstaunlicher bleibt es, wie stark das Buch von ihnen zurückgewiesen und Buch ist als Reaktion von Saxl besonders interessant, da derselbe Brief die eigene Rolle in der Arbeitsteilung zwischen Warburg und ihm ironisch kommentiert: Während Warburg, dessen „Divinationskraft in historischen Dingen“ er bewunderte, die großen Deutungsthesen liefern darf, bleibt es ihm, „wie schon manchmal freundlich überlassen, den Kram dazu zusammensuchen“. „Wie ich die Ausdauer zu diesem Unternehmen habe, weiss ich noch nicht, interessiert Sie und andre ja auch nicht.“ Sich in die Rolle eines Zuarbeiters zurückziehend, kann er „zu Gescheites“ von sich weisen. Die Abwehr gegen das „zu gescheite“ Buch teilte Panofsky allerdings mit Saxl. Dem war, als ihm das Buch von Saxl zugeht, die Sache nicht ganz neu, denn er

die jetzt ihren ersten publizistischen Niederschlag gefunden hat (Michael Mathiesen und Martial Staub (Hrsg.), *Gegenwärtigen der Renaissance – 1. Handeln zwischen „Virtù“ und „Fortuna“*. Verfügbarkeit und Verantwortung. Wallstein Verlag, Göttingen 2004. 207 Seiten, 15 Euro). Mit ihrer hochkarätig besetzten Reihe wollen Mathiesen und Staub das beklagenswerte Schicksal sowohl der Renaissanceforschung als auch der Ideengeschichte in Deutschland – beide wurden vom Nationalsozialismus ihrer ersten Blüte beraubt und in eine Emigration ohne Wiederkehr getrieben – reflektieren und ansatzweise reparieren.

Das gelingt den Beiträgen des vorliegenden Bandes in unterschiedlich guter Weise. Christian Meier, der im expliziten Ausgang von Carl Schmitt über „Genese und Horizont des Politischen“ (bei den Griechen, wo sonst?) räsoniert, tut dies im Bewusstsein, ein Klassiker zu sein, der sich an Klassizisten wendet. Und M. E. H. Nicolette Mout, die über Erasmus als Polemiker schreibt, entwirft ein elegantes *portrait in miniature* des Humanisten als junger Krieger und alter Defensivstrategie. Den größten Gewinn zieht der Leser aus dem (leider) kürzesten Beitrag des Bandes: der Einleitung der beiden Herausgeber über „Mars und Clio (sic) im Exil“, hinter der sich eine skizzenhafte Rezeptionsgeschichte Machiavelli im deutschen 20. Jahrhundert verbirgt – eine Geschichte, die man sich ausnahmsweise einmal doppelt so lang gewünscht hätte.

Wann stehen Sie eigentlich auf?

Heute:
Sibylle Lewitscharoff



Foto: Schiffer-Puchs

Es lebe die Aufstiehperson! Augen-deckel auf, Nacht ade. Wach und sofort hinaus. Idealerweise mit einem Schlachtruf, was in bürgerlicher Umgebung schwer zu realisieren ist. Personen, die sich mit verklebten Augen und verdrecktem Gemüt aus dem Bett wursteln, die mit ihrem Schimmel den beglännten Tag überziehen, sind mir ein Grauel.

SIGRID WEIGEL